

Laudatio auf den Preisträger Timothy Garton Ash,
gehalten von Prof. Dr. Arnulf Baring

Im Sommer 1987 waren wir beide am „Woodrow Wilson International Center for Scholars“, am Wilson Center, dieser ehrwürdigen, großartigen, vornehmen Einrichtung, mit der sich die Vereinigten Staaten, die internationale Wissenschaft, ein Symbol ihrer gemeinsamen Würde, Leistungskraft und weltweiten Wirkung geschaffen haben. Wir waren beide an Buchprojekten: Sie an einem beeindruckend, geradezu überwältigend großen, ja riesigen, ich an einem viel bescheideneren. Worum ging es Ihnen, mir, uns? Mein Buch erschien im Jahre darauf, 1988, die zweite und dritte Auflage 1989, und hieß, prophetisch oder falsch: „Unser neuer Größenwahn. Deutschland zwischen Ost und West“. Wieso Größenwahn? Damals? Später? Lassen wir das offen. Im Buch hieß es jedenfalls:

„Unser neuer Größenwahn liegt, kurz gesagt, in der träumerischen Selbstüberschätzung, mit der wir annehmen, wir könnten aus eigener Kraft und ganz risikolos nach der Westintegration nun eine vergleichbar intensive, ähnlich positive Orientierung bewerkstelligen, ohne das amerikanische Fundament zu beschädigen, ja zu beseitigen, auf dem die Bundesrepublik ruht.“

Warum erwähne ich das hier und heute überhaupt? Im Vorwort findet sich der Hinweis: besonders wichtig „für die Anlage dieses Buches“ sei Timothy Garton Ash gewesen, und ich gestehe dort schriftlich die Hoffnung, in Ihnen einen „neuen Freund“ gewonnen zu haben.

Woran arbeiteten Sie? Ich sagte schon: an etwas Gewaltigem, einem Werk, das nach meiner Erinnerung die gesamte Nachkriegsentwicklung zusammenfassend zur Anschauung bringen wollte, sollte. Es erschien 1993 und trug den Titel: „Im Namen Europas. Deutschland und der geteilte Kontinent“.

In den Danksagungen dieses Buches erwähnen Sie neben Werner Krättschell, der zu meiner großen Freude heute unter uns ist, auch meinen Namen und sagen, daß ich „in einem frühen Stadium (Ihrer Studie) auf entscheidende Weise die Fragestellung des Buches verschärft“ hätte, und außerdem „dann vor allem durch das für ihn (also für mich) bezeichnende, rastlose und provokative Fragen.“

Wir waren also offensichtlich damals ähnlichen Problemen auf der Spur, ich auf einem ungleich viel begrenzteren Felde, dem der deutschen Politik der achtziger Jahre und ihren unrühmlichen Vorläufen in früheren Phasen unserer Geschichte. Sie hatten sich in den Jahren zuvor in Deutschland, in der DDR, und in Polen, der Tschechoslowakei, in Ungarn umgetan. Schon 1978 nämlich waren Sie, nach einem Geschichtsstudium in Oxford, 23jährig nach Berlin gekommen, lebten und studierten dort, im Westen wie im Osten der Stadt, mehrere Jahre lang. Sie wollten an sich über den deutschen Widerstand gegen Hitler schreiben. Aber Sie wurden stattdessen der Entdecker Ostmitteleuropas, der Chronist jener leisen, aber ungemein wirkungsvollen Veränderungen hin zur Freiheit, die sich in den achtziger Jahren in den genannten Ländern vollzogen. Ihr Buch „The Uses of Adversity: Essays on the Fate of Central Europe“, also deutsch etwa „Die Früchte der Widerwärtigkeit. Essays über das Schicksal Mitteleuropas“, erschien 1989, vor der großen Wende. Sie schrieben darin beispielsweise über die herausragende, aber irgendwie unproportionierte Rolle und Bedeutung der polnischen Intellektuellen, 1985, etwa in einer Situation des Als-ob, in einem scheinbar allmächtigen, jedenfalls so auftretenden, aber zugleich sichtlich absterbenden Staat. Sie erwähnten damals rühmend Adam Michnik, Vaclav Havel, aber auch all die anderen

fensterputzenden, weil aus ihren Ämtern und Berufen entfernten Philosophen, schilderten Priester als Milchmänner, Historiker als Gärtner in Prag. Der englische Titel war besser, genauer, als der spätere deutsche: Er beschrieb und analysierte, was in Ostmitteleuropa damals unter dem Druck der Umstände möglich geworden war – oder auch noch nicht.

Als das Buch im Jahr darauf, 1990, in Deutschland erschien, hatte sich die Situation drastisch verändert. Dem entsprach der neue, deutsche Titel: „Ein Jahrhundert wird abgewählt. Aus den Zentren Mitteleuropas 1980 - 1990“ Im Vorwort betonten Sie: „Wenn ich auch immer die These vertreten habe, daß ihre Schriften und Aktivitäten (also die der Michnik, der Havel, der vielen, vielen anderen) für die politische Zukunft ihrer Länder, ihrer Regionen und für Europa als Ganzes von außerordentlicher Bedeutung waren, so konnte ich mir doch nicht vorstellen - genau so wenig wie sie selbst -, daß die Machtlosen derart schnell zu Mächtigen und die Mächtigen derart machtlos werden würden.“

Ich erinnere mich in jenen Jahren stiller Auflösung des Bestehenden an einen Essay über den Niedergang der Sowjetunion, den ich so wichtig fand, daß ich ihn in mehreren Lehrveranstaltungen lesen ließ und mit den Studenten diskutierte. In ihm verglichen Sie den Verfall des russischen Reiches mit dem des Osmanischen Reiches auf dem Balkan - also mit einem Vorgang, der sich über Jahrhunderte hingezogen hatte. In vergleichbaren Zeiträumen rechnete also damals ein kundiger, hellsichtiger Beobachter wie Garton Ash, während die meisten Zeitgenossen nach wie vor annahmen, daß wir die sowjetische Beherrschung in Osteuropa nie wieder loswerden würden, zumindest nicht in absehbaren Zeiten.

Die Fortsetzung der Berichte aus den ostmitteleuropäischen Gesellschaften - jetzt der 90er, wie zunächst der 80er Jahre - wurde „eine meisterhafte Chronik der neunziger Jahre“ (wie Karl Schlögel in seiner Rezension schrieb): Das Buch heißt: „Zeit der Freiheit. Aus den Zentren von Mitteleuropa“ und erschien 1999. Der englische Titel ist wiederum präziser: „History of the Present. Essays, Sketches and Despatches from Europe in the 1990s“, also Essays, Sketsche und Depeschen. Das trifft den Inhalt genau.

Schon anlässlich des ersten Bandes hatte Marion Gräfin Dönhoff gemeint: „Als Augenzeuge und Kommentator des Geschehens in Osteuropa schreibt Timothy Garton Ash mit einer Brillanz und Kompetenz wie vor ihm nur Tocqueville“. Das ist ein großartiges - und berechtigtes - Lob. Ich habe einmal aus der Feder Sebastian Haffners erfahren, ich sei neben - und vielleicht vor - Golo Mann das größte Erzähltalent unter heute schreibenden deutschen Historikern, und das hat mich so stolz gemacht, daß ich fortan gar nichts mehr schreiben wollte: es könne ja dieses Lob nur zunichte machen, widerlegen. Aber man denke nur, was es heißt, mit Alexis de Tocqueville verglichen zu werden, einem der bedeutendsten Zeithistoriker und Stilisten seines Jahrhunderts! Das ist doch etwas ganz anderes! Und George F. Kennan (1904 geboren, so alt wie mein Vater, einer der großen Intellektuellen des 20. Jahrhunderts, als Diplomat, außenpolitischer Kopf, Gelehrter von hohen Graden, für mich eine bewunderte Leitfigur) hat über Ihre Art des Schreibens gesagt: „Timothy Garton Ashs Berichte gehören in das kleine Feld der Publizistik, in dem sich Journalismus, Geschichte und kunstvolle Literatur vereint finden. Seine Anteilnahme an den Ereignissen ist intellektuell wie emotional von solcher Intensität, daß er aus einer Innen- und Außenperspektive zugleich sprechen kann“.

Im zweiten wie im ersten Band handelt es sich um, wie Garton Ash selbst es nennt: „eine Sammlung von Aufsätzen - mit einem anderen Wort: von Fragmenten - die meine (also Ihre) eigenen Interessen, Forschungen und Reisen widerspiegeln“. Also Reiseberichte, Reportagen - und gleichzeitig weit mehr als das. Zu Unrecht glauben manche Leute, dergleichen sei im

Fernsehzeitalter überflüssig. Sie beweisen, daß solche zeitgenössischen Berichte und Analysen in einer schnelllebigen Zeit noch wichtiger sind als je zuvor, wenn man wirklich begreifen, ganz verstehen will, was um uns vorgeht. Denn Sie bleiben bei Bildern, bei Situationsschilderungen nicht stehen, auch wenn sie oft der Ausgangspunkt sind, bei Gesprächswiedergaben im Gedächtnis besonders haften bleiben. Wir finden bei Ihnen eine „Geschichte der Gegenwart“, wie Kennan gemeint hat, also Zeitgeschichte im besten Sinne. Reinhart Koselleck hat, wie andere auch, mit Recht darauf hingewiesen, daß Geschichtsschreibung seit Thukydides und bis ins 18. Jahrhundert Sache der Augenzeugen, noch besser: der Beteiligten, gewesen sei. In ihnen habe man, und zu Recht, besonders qualifizierte Geschichtsschreiber entdeckt. Das ist heute wieder so, und Sie haben dargelegt, warum das so ist. Sie sind ein Meister in diesem Fach, in der Kombination von Augenzeugenberichten und ersten Analysen, bei der Mischung von Zeugnis und Deutung, in Chroniken des Miterlebenden und kühnen, instinktsicheren Tiefenbohrungen, in genauen Beobachtungen und gleichzeitiger Aufhellung der Hintergründe.

Ihre Veröffentlichungen sind also ein Gemisch aus Journalismus (oder besser Publizistik), aus Geschichtsschreibung und Literatur, wobei an Golo Mann zu erinnern ist, der gesagt hat, die Geschichtsschreibung sei keine Wissenschaft, sondern ein Zweig der Literatur. Wie selten ist das so! Aber Sie könnten sich diese Einschätzung Golo Manns gewiß zu eigen machen. Sie meiden immer die Oberflächlichkeit, jene Gefahr, in der Journalisten schweben, und entgehen gleichermaßen der Realitätsferne, also der Gefahr, die Historikern droht. Auch heute noch, obwohl sich das öffentliche Leben, die Politik, völlig verändert haben, glauben viele unserer Kollegen an den Universitäten immer noch allzusehr an Geschriebenes. Solche Menschen vertrauen wesentlich Akten, und stehen mißtrauisch, aber zu Unrecht, dem gegenüber, was Leute wie Sie und ich, auf unsere Weise, ans Tageslicht fördern. Ihre bevorzugte Form der Darstellung, die zugleich Ihrem Leben im Umherziehen entspricht, ist der große, genau beobachtete, tiefgründige, nachdenkliche Essay.

Aber Sie sind auch ein Wissenschaftler von hohen Graden. Ihr großes Werk „Im Namen Europas. Deutschland und der geteilte Kontinent“ wurde eingangs schon erwähnt. In ihm geht es Ihnen, wie der Titel andeutet, um den Beitrag, den die Ostpolitik der Bundesrepublik zu den revolutionären Veränderungen von 1989/90 und damit zur Überwindung der in Jalta beschlossenen, unnatürlichen Teilung Europas geleistet hat.

An jedem einzelnen der Begriffe dieses einen Satzes von mir - und das ist wichtig, wenn man sich über Ihre Arbeitsweise Rechenschaft ablegt - würden Sie, gewissenhaft abwägend, akribisch um Gerechtigkeit bemüht, Fragezeichen anbringen. Ist es beispielsweise korrekt, haben Sie gefragt, wenn immer wieder gerade der Konferenz von Jalta die Hauptschuld an der europäischen Nachkriegsspaltung zugeschrieben wird? Warum wurden nicht Potsdam oder schon Teheran, weshalb weder Hitler noch Stalin zu gesamteuropäischen Symbolen jener absurden Aufteilung? Und Sie fragten sich weiter: Wenn die Teilung ‘widernatürlich’ war, was wäre dann Europas natürliche Gestalt? Etwa die Einheit? Und wenn ja, in welcher Form? Oder sollte es plausibler heißen, daß diese spezielle Teilung nach 1945 nur im Vergleich mit anderen, vorangegangenen - oder vermeintlichen - Formen der Teilung widernatürlich war? Zum Beispiel im Vergleich mit der Westfälischen Teilung, der Wiener Teilung, der Versailler Teilung, der Teilung in multinationale Reiche oder in souveräne Nationalstaaten? Doch was immer gemeint gewesen sein könnte - Sie halten fest, und mit Recht, „daß Europa bisher noch niemals ‘natürlich’ war.“

Alles hin und her gewendet: Jalta war extrem. Die nach dem Konferenzort auf der Krim benannte Zerreißung Europas unterschied sich von vorangegangenen Spaltungen des

Kontinents durch ihre historische Willkür und ihre Absolutheit, auch durch die Präsenz von zwei entgegengesetzten, unvergleichbaren, atomaren Supermächten, die ganz neue Rollen in unserem Europa spielten, den Kontinent unter sich aufteilten.

Doch weshalb heißt dieses Buch eigentlich „Im Namen Europas“? Bekanntlich spricht die deutsche Politik seit 1949 unaufhörlich vom europäischen Kontext, von europäischen Ebenen, europäischen Interessen. Aber stimmt es denn wirklich, daß wir Deutschen seither immer wesentlich europäische Interessen vertraten, noch immer vertreten? Was wäre denn europäisch? Woher wissen wir das? Wen unserer Nachbarn haben wir danach gefragt? Setzen wir nicht eher listig unsere eigenen Interessen mit den europäischen gleich? Das war die Frage, die Sie bewegte. Gilt nicht für uns das Wort Bismarcks: er habe das Wort „Europa“ immer im Munde derjenigen gefunden, die von anderen Mächten etwas verlangten, was sie im eigenen Namen nicht zu fordern wagten?

Sie kennen die deutsche Geschichte seit dem Zweiten Weltkrieg in ihren vielfältigen europäischen Bezügen wie kaum ein zweiter. Gerade deshalb scheinen Sie unsere Fähigkeit, etwas wirklich für Europa Positives zu bewirken, mit einiger Skepsis zu betrachten. Wie mißt man überhaupt, was im europäischen Interesse ist? Ihre einleuchtende Faustregel lautet: Wenn deutsche Politiker und Publizisten erklären: „Was wir tun oder vorschlagen, liegt im europäischen Interesse“, aber die Mehrheit der Politiker und Publizisten europäischer Nachbarländer das verneint und deshalb antwortet: „Nein, Freunde, was ihr wollt, liegt nicht im europäischen Interesse“, dann liegt es eben nicht im europäischen Interesse. So einfach und klar ist das!

An diesem schlichten Kriterium haben Sie die Ostpolitik der alten Bundesrepublik gemessen und sind dabei zu einem insgesamt doch positiven Befund gekommen. Bonn sei bei seiner Kombination von West- und Ostpolitik die Quadratur mehrerer Kreise gelungen. Freilich habe man dabei das Unvereinbare miteinander vereinbaren und eine Vielseitigkeit beweisen müssen, „die sich (wie Sie schrieben) am Rande des Chamäleonhaften bewegte“. Eine klare Sprache sei niemals Bonns Stärke gewesen. Statt dessen meinten Sie: „Geschwafel war seine (Bonns) Stärke“.

Es gab dabei Gradunterschiede. Während Sie die „inspirative Verschwommenheit“ Willy Brandts bewundernd in die Nähe der Weisheit rückten, nannten Sie Hans-Dietrich Genscher barsch den (so wörtlich) „archetypischen Bonner Schwafler“. Und Sie fuhren fort: „Es könnte eine wunderbare Studie geschrieben werden über die Sprache in Genschers Reden, diese endlos aneinandergereihten Hülsen in allen Grauschattierungen, diese süßen Tortencremeschichten, diese Monumente des Sowohl-Als-Auch“.

Sie haben immer ein scharfes Auge für falsche Bilder. So hat Helmut Kohl einmal, wie das oft geschieht, Deutschlands als Brücke zwischen Ost und West bezeichnet - jedoch hinzugefügt, Deutschland sei Brücke als Teil der westlichen Welt. Das veranlaßte Sie zu der Frage: ob demnach Deutschland eine Brücke sei - „von einem Ufer zum selben“?

Was die westdeutsche Rolle bei der Selbstbefreiung Osteuropas angeht, finden Sie, daß wir es immer wieder an Zivilcourage und demokratischer Überzeugungstreue haben fehlen lassen. Unser Beitrag sei daher geringer, das Urteil über unsere Rolle zwiespältiger, als viele im Rückblick anzunehmen geneigt seien. Das sollten wir, finde ich, sehr ernst nehmen, wenn es dieser Freund uns sagt. Und wir sollten diese Lehre in Zukunft beherzigen, uns klarer, entschlossener, tatkräftiger zeigen - und zwar nicht überall auf der Welt, denn dafür sind wir viel zu schwach, sondern an der Spitze der westlichen Allianzen in jenem Raum östlich von

uns, der uns am nächsten liegt, zwischen Oder und Schwarzem Meer, zwischen Ostsee und Adria. Hier kann sich, wenn die Dinge schlecht laufen, unsere Zukunft, eben auch die deutsche, entscheiden, obwohl das viele nicht sehen, nicht wahrhaben wollen. Sie sollten Garton Ashs Bücher studieren!

Kein Wunder, daß er leise Zweifel hat, ob Deutschland in der Zukunft eine konstruktive, für ganz Europa heilsame Rolle spielen wird. Wie immer sich Deutschlands Wirtschafts- und Finanzmacht entwickeln werden, wie immer es um unsere militärische Kraft bestellt sein wird (wir alle wissen, wie es heute um all dies bei uns steht), wie immer unsere Gesellschaftsordnung, Kultur und Lebensart aussehen werden - in jedem Falle wird das vereinte Land, schrieb er zu Beginn der neunziger Jahre, „eine unhandliche Größe in einer ungünstigen Lage“ behalten. Sie erinnerten damals an Bundeskanzler Kiesingers Wort von der kritischen Größe der Bundesrepublik: sie sei zu groß, um in der Balance der Kräfte keine Rolle zu spielen, und zu klein, um die Kräfte um Deutschland herum selbstständig im Gleichgewicht zu halten. -

Ich hoffe, daß in diesen wenigen Andeutungen erkennbar geworden ist, um was es Garton Ash geht: Um die Freiheit, die Rechte freier Bürger, die Menschenrechte, um Freiheit und Demokratie in Osteuropa, Ostmitteleuropa, Mitteleuropa, um neue Stabilität dort, auch und vor allem auf dem Balkan. So haben Sie frühzeitig Bewegendes über den Kosovo geschrieben, die sich dort anbahnende Katastrophe vorausgesehen.

Ein amerikanischer Außenminister der ersten Nachkriegszeit, Dean Acheson, hat seinem Erinnerungsbuch den Titel gegeben „Present at the Creation“, zu deutsch: Ich war dabei, als die Welt neu geschaffen wurde, eine neue, freie Welt, damals durch den Beginn eines langfristigen Engagements der USA außerhalb der amerikanischen Kontinente, Anfang eines dauerhaften Engagements, zumal in Europa. Sie können, mit einigem Stolz, das Gleiche von sich sagen: auch Sie waren dabei, auf Ihre Weise aktiv daran beteiligt, als mutige einzelne (von denen viele zu Ihren Freunden wurden) eine neue Welt der Freiheit und Selbstbestimmung in Ostmitteleuropa, aus der Taufe hoben.

Und damit sind wir bei Hoffmann, August Heinrich Hoffmann von Fallersleben. Auch er war ein Mann der Freiheit, ein Liberaler des Vormärz, ein Mann des Wortes, der die Ereignisse durch seine Texte, seine Gedichte und Lieder begleitete und mitgestaltete. Natürlich waren es andere Zeiten, andere Problemlagen. Es gibt deutliche Unterschiede.

Hoffmann von Fallersleben verlor wegen seiner als staatsfeindlich eingestuftem „Unpolitischen Lieder“ 1842 seine Breslauer Professur ohne jede Pension. Er bekam nicht einmal ein Wartegeld, jedenfalls nichts bis zur Amnestie vom März 1848, als ihm von da an 375 Taler jährlich zuerkannt wurden. In keinem anderen deutschen Staat, worauf die preußischen Behörden sorgsam achteten, durfte Hoffmann von Fallersleben eine neue Lehrtätigkeit aufnehmen. Jahrelang, auch nach der Amnestie, war er den Praktiken der Unterdrückung, Verfolgung und Ausweisung ausgesetzt. Immer wieder sah er sich neu zur Flucht, zu wechselnden Aufenthalten gezwungen. Das alles ist Ihnen offensichtlich erspart geblieben; Ihre Wurzeln auf den britischen Inseln trugen, schützten. Sie waren nicht unmittelbar in den mitteleuropäischen Verwicklungen, Gefährdungen, gefangen.

Aber auch Sie haben, in der DDR, Ihre Erfahrungen mit staatlicher Bespitzelung, Überwachung, mit langen Geheimprotokollen der Stasi machen müssen. Sie haben darüber sehr amüsant berichtet - wobei der leichte, unbefangene Ton das Makabre, Erschreckende, Abstoßende der Prozeduren nur umso deutlicher hervortreten läßt. Sie veröffentlichten 1997

„Die Akte Romeo“. Romeo war bei der Stasi Ihr sehr schmeichelhafter Deckname. Das Buch dieses Titels ist eine Schrift ganz eigener Art. Sie besteht aus drei Elementen: den Protokollen der Stasi, eigenen Tagebuch-Notizen und Interviews, die Sie nach dem Ende der DDR mit Beteiligten haben führen können.

Erlauben Sie mir, daß ich Sie alle in das Buch kurz einführe. Es beginnt mit den Worten: „’Guten Tag’, sagt die emsig beschäftigte Frau Schulz, ‘Sie haben eine sehr interessante Akte’...“ Eine sehr interessante Akte? Wieso, fragt sich Timothy Garton Ash. Und plötzlich erinnert er sich an einen Abend irgendwann im Jahr 1980, als er, damals Student, in Ostberlin wohnte. Er hatte eine Freundin mit in sein Zimmer genommen, in „ein Zimmer mit Aussicht, (wie er schreibt) genauer gesagt, mit Einblick. Eine verglaste Flügeltür führte auf einen Balkon, und wenn die Gardinen aufgezogen waren, konnten die Leute von gegenüber direkt in mein Zimmer sehen. Als wir uns auf dem schmalen Bett umarmten, machte Andrea sich plötzlich los, entkleidete sich, ging zur Balkontür und zog die Stores auf. Bevor sie zu mir zurückkam, schaltete sie noch die helle Deckenlampe ein. Hätte sich das alles in Oxford abgespielt, so hätte ich mich vielleicht über das helle Licht und die geöffneten Vorhänge etwas gewundert...“

Aber in Berlin war er unbekannt und machte sich deshalb damals keine Gedanken. Jetzt jedoch? Was hatte Frau Schulz gesagt? „Sie haben eine sehr interessante Akte.“ Als er - ich denke: herzklopfend - seinen Ordner aufschlug, schoß Garton Ash plötzlich diese Szene durch den Kopf. Herrgott, ob es wohl Fotos in der Akte gab, in dieser sehr interessanten Akte? Garton Ash fragte sich jedenfalls, ob Andrea damals vielleicht für die Stasi gearbeitet und die Stores deshalb aufgezogen habe, damit man die beiden, ihn und sie, von der Wohnung auf der anderen Straßenseite aus fotografieren konnte...

Unerfreuliche, ja potentiell gefährliche Kontakte mit polizeilicher Überwachungsmaßnahmen sind nicht die einzige Gemeinsamkeit, die Garton Ash und August Heinrich Hoffmann vor unserem inneren Auge einander näher rücken lassen, wobei nochmals hinzuzufügen ist, daß die Überwachung Hoffmanns ungleich belastender war als die Garton Ashs - jedenfalls im Nachhinein betrachtet.

Beide sind, beide werden keine Politiker. Hoffmann war und blieb immer, von ganz wenigen Momenten abgesehen, ein Zuschauer am Rande. Er wurde nicht selbst politisch aktiv. Er hatte - und behielt - die Position eines Beobachters, freilich als solcher nicht still, sondern wirkungsmächtig mit Worten, mit denen er Einfluß suchte und fand: „Meine Waffe (schrieb er) war das Lied“. Im Gedicht, zumal im gesungenen Gedicht, im Lied, teilte er sich mit, und das in großer Nähe zum politischen Geschehen um ihn her. Sein politisches Urteil formte sich, schärfte sich - und das gilt vor allem für die Zeit nach seiner Amtsenthebung - im Umgang mit Politikern und Publizisten in Sachsen, in Mecklenburg, ganz besonders im Südwesten, im Raum Heidelberg-Mannheim. In Sachsen waren das etwa Robert Blum und Arnold Ruge, im Südwesten Karl Theodor Welcker, Friedrich Hecker und Adam von Itzstein. Aber auch Ausländer gehören hierher, etwa der gleichaltrige tschechische Historiker und Politiker Frantisek Palacký - wie ja überhaupt das Interesse und die Beschäftigung mit anderen Völkern, nicht nur mit den eigenen Deutschen, Hoffmanns ganzes Leben prägt (wie das Garton Ashs auch). Welcker schätzte Hoffmann von Fallersleben offensichtlich sehr, ließ ihn einen autobiographischen Beitrag für sein „Staats-Lexikon“ schreiben, den er mit einer schmeichelhaften Einleitung versah. Insgesamt verzeichnet Hoffmanns Tagebuch 51 Abgeordnete der Paulskirche, die er persönlich kannte. Von den 126 Mitgliedern des Frankfurter Vorparlaments kannte er 31, zwanzig von ihnen bereits in den Jahren vor der Revolution. Mit neun hatte er engere Beziehungen. Wir wissen, daß Hoffmann mit Männern

wie Blum, Ruge, Welcker, Hecker und von Itzstein immer wieder im regen Gedankenaustausch stand, regelmäßig mit ihnen zusammen saß, gemeinsam speiste, bei einigen von ihnen, manchmal wochenlang, wohnte. Diese Gespräche haben zweifellos seinen politischen Horizont erweitert, sein Urteil gefestigt. Er war - und blieb - immer ein unabhängiger Geist, bildete sich ein eigenes Urteil. Hoffmann war, wie Garton Ash auch, durch und durch ein Mann der Freiheit und des Maßes, wie das Adalbert Stifter von sich gesagt hat.

Er hatte daher für Theoretiker wenig übrig, ja verachtete sie. Hoffmann hatte frühzeitig Karl Marx persönlich kennengelernt. Er ist 1849 mit Friedrich Engels aneinander geraten, dessen revolutionären Überschwang er, wie er sagte, „lächerlich, wahnwitzig“ fand. „Viele (schrieb er später in seiner Autobiographie), die sich berufen fühlten, einzugreifen in die Volksbewegung, waren außer Rand und Band gegangen, und statt aufzuklären, verwirrten sie sich und andere“. Ich vermute, daß auch Garton Ash, neben vielen anderen, entgegengesetzten Eindrücken, in den achtziger Jahren ähnliche Erfahrungen hat machen müssen.

Hoffmann war für die Revolution, aber nicht für diese Revolutionäre, weil er irgendwann auch in ihnen die „Philister“ entdeckte (sein Lieblingsausdruck für alle, die er aus ganzem Herzen ablehnte). Man hätte diese Entdeckung vielen Menschen wünschen mögen, ehe solche Leute langfristig so viel Unheil über die Teile der Welt bringen konnten, in denen sie das Sagen hatten. Da Hoffmann - wie Garton Ash auch - durch und durch ein Liberaler war, konnte er mit den „communistischen und sozialistischen Ideen“ wenig anfangen, für die ihn etwa Ruge zu erwärmen versuchte. Ruge war für sie, nach Hoffmanns Urteil, „zu sehr eingenommen“. „Ich stand der Sache sehr fern (schrieb Hoffmann von Fallersleben später), hatte nichts darüber gelesen und mochte auch nichts lesen, das war mir viel zu langweilig.“ Wie er selbst politisch dachte, läßt ein Brief vom Jahre 1846 erkennen, in dem Hoffmann schrieb:

„Ich bleibe lieber bei dem Erreichbaren stehen und halte es für menschenfreundlicher, etwas Gutes zu tun, als nur ewig und allein zu denken (diese deutscheste Eigenthümlichkeit!), daß und wie man das Einzig-Beste tun wolle, und daß alles nichts sei, wenn es nicht dies Einzig-Beste sei. Da die Kommunisten den ganzen status quo, jede Form, unter der die jetzige Gesellschaft lebt, verwerfen, so befürchte ich, können sie leicht auch uns in unserm Fortschrittsstreben feindselig entgegentreten, wenn sie bei ihren allgemeinen Ideen sich bloß auf die Theorie beschränken.“

Wahre Worte, prophetische Worte. Ihnen würde unser heutiger Preisträger gewiß nicht widersprechen. Wichtige Gemeinsamkeiten gibt es zwischen Hoffmann und Garton Ash, vieles was Garton Ash mit uns und unserem Deutschland verbindet.

Wir danken Ihnen für das, was Sie getan haben - es würde, es wird auch Hoffmann von Fallersleben freuen. Wir alle bewundern, was Sie tun. Alles Gute weiterhin - und bleiben Sie unserem Deutschland, bei aller Distanz und Kritik, auch künftig freundschaftlich gewogen!